



Feierabend



Die sprechenden Steine.

Von Guy de Téramond.

„Wie, ist es also wahr,“ entrang es sich stotternd meiner Kehle, „du hast ein Mittel gefunden, die Steine zum Sprechen zu bringen?“

Ohne seine Augen von einer kleinen Retorte abzuwenden, deren Inhalt er beim Reinschauen mit großer Genauigkeit prüfte, erwiderte James Rider ganz ruhig:

„Ist das vielleicht seltsamer als das Fernsehen?“

Da ich ihn aber anstarrte und, durch seine Sicherheit aus der Fassung gebracht, schwieg, legte er seine Retorte hin und kam auf mich zu:

„Ja, ja, mein Alter,“ seufzte er und schüttelte den Kopf; „in jedem von uns steckt immer noch ein gut Teil Kind, das über den Lärm seiner ersten Trompete erstaunt war und bis an sein Lebensende über die geringste Neuigkeit sich wundern wird.“

„Ich sage ja nichts“, antwortete ich, „aber du mußt mir doch zugeben...“

Er lachte:

„Oh, ich habe gar nichts entdeckt! Ich dachte mir nur, daß, sobald Wärme, Licht, Elektrizität und Schall durch Schwingungen der Materie entstehen, es im Prinzip wohl nicht schwer sein kann, einen Stein zum Tönen zu bringen, als ihn zu erhitzen; denn da er imstande ist, Vibrationen in sich aufzunehmen und wieder abzugeben, so würde er ebenso auch die Schallwellen, die er absorbiert hat, ausstrahlen können.“

Während der letzten Worte war er zu einer Tasse gegangen, entnahm ihr eine ovale Schachtel und öffnete sie mit dem Fingernagel.

„Schan“, sagte er, es ist ja gar nicht so kompliziert. Hier ist ein Magnet, dort eine Membran, und zur Substanz, die hier in einem Röhrchen eingeschlossen liegt, führt eine Anzahl Kupferfäden.“

„Aber“, stotterte ich, „das...“

„Das ist der Apparat, der, an einer Mauer angebracht, die Stimme des Steines löst und ihn zwingt, alles zu wiederholen, was er gehört hat. Uebrigens, fügte er hinzu, „wenn du als Erster Zeuge des Experimentes sein willst, das ich unternehmen werde, kannst du mich begleiten.“

Da gab es kein Zögern mehr, ich fuhr mit meinem Freunde.

Die Stadt Vithopolis in Oberägypten, wo wir zum erstenmal Station machten, bildete noch nicht unser Ziel. Dann aber drangen

wir in das Zwischenland des Weißen und des Blauen Nils, strichen bald da und bald dort herum — ich könnte wirklich nicht sagen, wo es genau war, im Westen oder im Norden des einen oder des anderen Flußarmes. Wie dem auch sei, zwei Wochen später befanden wir uns in der öbsten, verlassensten Gegend, die man sich in der Libyschen Wüste vorstellen kann.

„Wir werden einen Tempel ausgraben, der bis jetzt von den Archäologen noch unberührt ist“, hatte mir James unterwegs erklärt.

Das Schürfen nahm lange Zeit in Anspruch. Ausgerüstet mit Krampfen und großen Hufeisenkörben, arbeiteten die bronzefarbenen Fellahs, verengt von den glühenden Strahlen der Sonne.

Endlich konnte man die Architektur eines Torres unterscheiden, und mächtige Pfeiler kamen unter der Sanddecke zum Vorschein.

Als ich aber die freigelegte Schwelle des Baues überschreiten wollte, hielt mich mein Gefährte zurück und sagte mit einer Stimme, die vor Erregung ganz heiser war:

„Laß mich diese einzige Minute erleben, auf die ich so lange schon gewartet habe... Ich verlasse die trübe, grauerfüllte Gegenwart, um als Lebender in die Vergangenheit zurückzukehren. Dank meiner Erfindung werde ich die unersättliche Gier, die Bruderfeinde und die egoistischen Freuden unserer Zeitgenossen vergessen können und mich ganz in eine Zivilisation verjenseits, die wohl die höchste, die poetischste und raffinierteste war... Du kannst mir's glauben, es ist nicht eitle Neugier, die mich veranlaßt, diesen vieltausendjährigen Manern ihr Geheimnis zu entreißen; ich will, daß meine Seele ihre Flügel frei über dem fruchtbaren Boden des alten Ägypten entfalte, daß sie erdhafter vor einer Begeisterung, einer Großmut und einer Schönheit, die uns, den Menschen der Gegenwart, nicht mehr bekannt sind.“

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er eifrig fort:

„Samme dich! Du wirst die frommen Gefänge an Isis, die große Göttin, vernennen... die rhythmischen Vieder der Sirten, die ihre Herden beim Schimmer der letzten Sterne hinführten... vielleicht sogar die Liebeschwüre, die Antonius Kleopatra zusüßte.“

Unterdessen waren wir in einen riesigen Saal gedrungen, der nur eine einzige Tür besaß, ein mächtiges Portal, gehauen in massiven Felsen. James nahm sorgfältig einige Maße, die er durch Linien bezeichnete, zog Drähte und befestigte seinen Apparat an ihr Ende. Dann warfen wir uns zu Boden und schauten gespannt auf den kleinen Registrator. Von Zeit zu Zeit sprühten aus ihm Funken, die winzigen Sternen glichen. Es war, als berührte ein leuchtender Käfer mit seinen Flügeldecken das Netz, das von einer riesigen Spinne gehalten zu sein schien.

„Hör' zu!“ raunte James Rider tonlos.

Und plötzlich sprachen die Steine. Zuerst vernahmen wir nur ein unbestimmbares Gemurmel, doch allmählich wurde es immer deutlicher und lauter und gelte schließlich wie ein fürchterliches Geschrei durch den Raum, prasselte nieder wie das Sausen von Wurfspießen.

„Aus welchem Zeitalter kam diese menschliche Kundgebung? In welche Episode aus dem Leben eines Volkes waren wir versetzt worden? Wir wußten es nicht. Aber eines verstanden wir vollkommen: es waren Kundgebungen menschlichen Schmerzes, Klageklänge, wie sie auch uns nur allzu bekannt sind...“

Die Finger verkrampft, einer Ohnmacht nahe, hörten wir genau, daß Menschen einander schlachteten... Wir unterschieden deutlich von den dumpfen Zusammenprall von Waffen, die Flüche der Krieger, das Flehen der Frauen, das Nöcheln zu Tode getroffener Kinder... Und plötzlich trat Stille ein, die nur vom Klopfen unserer Herzen durchpflust war.

Ich blickte auf meinen Gefährten. Er hatte seinen Apparat von den Drähten losgerissen und zertrümmerte ihn mit dem Absatz.

„Was tust du?“ rief ich bestürzt.

Er aber zog mich aus dem Saal.

„Gehen wir,“ sagte er mit Enttäuschung, „geh'n wir. Immer mit Blut... Daß... Werd! Die Menschheit war auch damals nicht besser. Jedes ich mir einbildete, erhabene Töne aus dem Stein zu wecken, ist nur das Echo des Todes zu uns gedrungen! Im übrigen — was konnte ich vom Stein erwarten? Der Stein ist verbrecherisch. Als erster bot er sich den Menschen zum Formen der vorhistorischen Netze und Pfeile, er diente als Wurfgeschöß bei der Schander, und jetzt, jetzt baut man Unterstände und Festungen mit ihm! Der Stein, das ist

das Felsenriff... die Masten... der Zarfo-
vhag!

Doch plötzlich richtete er sich wieder auf
und legte seine Hand auf meine Schulter. In
seinen Augen, die von einem seltsamen Glanz
erfüllt waren, leuchtete ein Strahl der Hoff-
nung. Er sprach, aber diesmal ganz ruhig:

„Mein Freund, ich habe mich geirrt. Das,
was ich suchte, ist nicht in der Seele des
Altertums zu finden; die zukünftigen Genera-
tionen werden der Menschheit es geben. Nicht
von dem Gestern sollen wir die Verwirklichung
unserer Ideale, die Befriedigung unseres

Turstes nach Harmonie erwarten, denn erst das
Morgen wird uns damit beglücken. Kommt,
wühlen wir nicht den Staub vermoderter
Dynastien auf und stören wir nicht die Ruhe
der Toten, die noch nicht wußten. Der Zukunft
muß die Wissenschaft entgegenstreiten. Die
fruchtbaren, schöpferischen Schwingungen aus
denen eine neue und verbesserte Welt entstehen
wird, es können nicht jene sein, die in alten
Gemäuern schlafen; es sind, du kannst es mir
glauben, die unserer Jugend, der Jugend, die
liebt und ihre Menschheitsmission im Herzen
trägt.“

Mann über Bord.

Von E. N. Reilpflug.

Die hier abgedruckte Episode ist mit
Erlaubnis des Volksverbandes der
Bücherfreunde (Wegweiser-Verlag, Ber-
lin), dem Reisebuche „An den Rän-
dern dreier Kontinente“ von E.
N. Reilpflug entnommen. Die kleine
Leseprobe gibt nur einen schwachen Ein-
druck von dem hohen Genuß, den die
Lektüre dieses aus persönlichem Erleben
und feiner Beobachtungsgabe geschöpften
Buches schafft, das Natur und Menschen
einer exotischen Welt in klarster Plastik
vor uns hinstellt. Künstlerisch wie wiss-
schaftlich ist es gleichermaßen wertvoll.
In schönem Halblederband, geschmackvoll
ausgestattet, beträgt der Preis des 382
Seiten starken Buches nur 2.90 Mark.

Das heißt man also Seefahren, und das
geht nun wieder volle vier Tage so, frühestens
am Freitag können wir in Casablanca sein...
lieber Himmel, was für Entfernungen, be-
nahe erschreckend! Ein Gefäß von Längeweile
beschleicht mich, von Reifemüdigkeit.

Aber wie intimer, wenn man gar nichts
erwartet und gänzlich ahnungslos ist, passiert
etwas.

Plötzlich läßt ein Envoas mich aufhorchen.
Was ist? stoppt die Maschine?

Gleich darauf trampeln schwere Matrosen-
stiefel schnell das untere Promenadendeck über
mir entlang, der Kapitän, dessen Stimme über
das ganze Schiff weg zu hören ist, ruft etwas
Französisches, das ich nicht verstehen kann —
ich beuge mich ganz weit zur Luke hinaus, zu
sehen ist nichts, nur das Wasser drunten
quirlt immer langsamer an der Bordwand ent-
lang.

Wir halten? Witten auf dem Ozean? Was
ist das? Was geht vor?

Auf den Schiffen, die den tropischen Atlan-
tisch kreuzen, spricht man noch viel vom Unter-
gang der „Prinzipeffa Masalda“, drüben vor
Bahia, und nicht weniger von dem erst ein
paar Wochen zurückliegenden der „Vespris“, vor
der nordamerikanischen Küste. Ich muß an den
Morgen denken, da unser braves, aber alt-
modischer Dampfer plötzlich so starke Schlag-
seite hatte, weil in der Nacht die Kohlenbunker
ungleichmäßig geleert worden waren.

Also schnell in den Bademantel hinein und
an Deck! Als ich dröben bin, bemerke ich, daß
ich das Fernglas in der Hand halte.

Das Deck ist leer, hier und da huscht
jemand von der Schiffsbefahrung um die Ecken.

„Mann über Bord!“ sagt da plötzlich
irgendwer in irgendeiner Sprache Wahrhaftig!
Stenerbord achtern ist die Wache schon damit
beschäftigt, ein Boot ins Wasser zu lassen. Es
geht nervös dabei zu.

Ich suche mit dem Glas. Die Spur des
Dampfers, der einen scharfen Bogen beschrie-
ben hat, zeichnet sich deutlich im Wasser ab,

sonst ist nichts zu sehen. Warum sie keine
Rauchentwicker ausgeworfen haben mögen, um
die Unfallstelle zu markieren — es sind doch
genug an Bord?

Die Leute hinten klettern an einer Strick-
leiter ins Boot hinunter, stoßen ab, nehmen
Richtung. Man sieht, daß sie ihrer Sache voll-
kommen sicher sind. Welch ein Glück für den
Mann übrigens, daß das Meer so ruhig ist.
Wie lange werden sie brauchen, um ihn heraus-
zuziehen? Wird er so lange schwimmen können?

Da kommt auch schon unser ärztlicher, be-
hätigter Schiffsarzt angestiebelt, sichtlich auf
alles vorbereitet. Brav. Auch Passagiere er-
scheinen nach und nach, mit fragenden und un-
gewaschenen Gesichtern. Die Decks füllen sich,
Wir warten.

„Ein Seemann ist es“, wissen die Ste-
wards, die auch herumstehen. Das Boot drüben
sucht das Wasser kreuz und quer ab, rudert
Kreis um Kreis, entfernt sich langsam immer
mehr. Die Minuten, die jetzt so kostbar sind
und doppelt uneinbringlich, verrinnen, eine
nach der andern, ziehen vorbei, zu Ewigkeiten
gedehnt — und vergeblich, erfolglos. Wir, die
wir untätig dabeistehen müssen, fiebern vor
Ungebuld. „Es wird einem ganz schlecht vor
lauter Warten“, sagt die dicke Frau des
deutschen Artisten in ihrer naiven Weise. Jetzt
entdecke ich mit dem Glas, nahe beim Boot,
einen Rettungsring auf dem Wasser — er ist
leer.

Der spanische Assistenzarzt kommt herzu:
Nein, es ist keiner von der Besatzung, sondern
ein Spanier aus der dritten Klasse; vorn am
Bug geschah es, ein Matrose, der das Prome-
nadendeck aufwusch, sah den Mann am Schiff
entlang treiben und schlug Alarm; er schwamm
nicht, rief auch nicht um Hilfe, sondern lag be-
wegungslos auf dem Rücken.“

Auf einmal wissen alle etwas von dem
Verunglückten, Ausrufe des Mitleids schwirren
reichlich.

„Ein so junger Mensch! Erst sechsund-
dreißig Jahre war er alt!“

„Und ganz arm, ohne Geld, und lungen-
krank noch dazu!“

„Sammeln wir für ihn?“

„Nein, er war nicht so arm; er hat einem
Landsmann hundert Peseten zur Aufbe-
wahrung übergeben, erst vorgestern.“

„Aber etwas geistesgestört scheint er ge-
wesen zu sein; er soll die ganzen Nächte auf
dem Hinterdeck in einer Hängematte gelegen
und geweint haben.“

„Nervenzusammenbruch?“

„Ach wo, Liebeskummer! Seine Frau ist
ihm in Santos mit einem andern durch-
gebrannt, deshalb fuhr er wieder nach Hause.“

„Werkwürdig, immer die Weiber.“

Alle debattierten über die Frage: Selbst-
mord oder Unglücksfall.

„Wenn es schon ein Selbstmordversuch
gewesen sein soll: warum sprang er dann nicht
in der Nacht über Bord, hinten bei seiner
Hängematte, sondern ausgerechnet am hellen
Morgen, vorn, wo es unbedingt bemerkt werden
mußte?“ fragt ein ganz Skeptischer.

„Ja, da stimmt was nicht. Vielleicht tat
er es von vornherein in der Absicht, gleich
wieder aufgefischt zu werden.“

Ein anderer: „Und der ungetrennen, aber
geliebten Frau gegenüber ist er dann der
Martyrer, der durch des Schicksals wunder-
volle Fügung doch mit dem Leben davonkam.
Wenn das keinen Eindruck auf die Ausreißerin
macht...“

Und ein Ungeduldiger sagt: „Aber hoffent-
lich finden sie ihn nun bald, ehe es zu spät
ist.“

Bestimmtes Schweigen. Minutenlang.
Alles schaut zum Boot hinüber.

„Es werden doch keine Haie in der Nähe
sein?“ fragt jemand grundlos und nur, um
etwas zu sagen.

„Nein, hier gibt es gar keine“, versichert
einer ausß Geratewohl und von Sachkenntnis
offenbar weiter nicht getrübt. — „Und anßer-
dem“, weiß ein Dritter zu berichten, „grßt
der Hai nie einen lebenden Menschen an,
nichts, was sich noch bewegt.“ Und er nennt
den Namen irgendeines europäischen Professors,
der sich erboten hat, diese Theorie zu beweisen
und soundsolange in einem Wasser zu baden,
in dem es Haie gibt.

Wir warten weiter. Die Gespräche sind
wieder verstiegt. Irgendwer hat eine Uhr da-
bei und schaut nach der Zeit. Dreiviertel acht!

Ja, dann lebt er wohl kaum mehr, der
arme Kerl. Da bringen sie auch schon keine
Sachen aus dem Zwischendeck nach der Zahl-
meisterei, wenig ist es, sehr wenig; ein Satz,
ein Bündel Kleider...

„Aber die Leiche werden sie doch wahr
wenigstens instände sein zu bergen?“

Man scheint auch das aufgegeben zu
haben. Das Boot drüben wendet, nimmt Kurs
auf dem Dampfer. Die Wellen, die unsern
schwerbeladenen 10.000-Tonner um keinen Zenti-
meter zu heben vermögen, machen der Auf-
schale merklich zu schaffen. Lebhaft tanzen
arbeitet sie sich näher, da plötzlich eine Be-
wegung unter den gleichmäßig rudenden
Leuten, einige drehen sich um, schauen nach
vorn, der Offizier am Steuer erhebt sich sogar
einen Augenblick, und gleich darauf strebt das
Boot, mit voller Kraft gerudert, hinter dem
Hed des Dampfers vorbei auf die Backbord-
seite:

„Sie haben ihn gesehen!... Endlich!“

Nun ist das Boot drüben, man denkt, es
wird halten, aber es fährt wieder suchend und
ziellos im Kreise. Bei uns drängt alles nach
drüben, reckt die Häse, hebt die Kläfer, will
suchen helfen.

Aber der erfahrene Schiffsarzt, der ganz
oben bei der Funkerkabine gestanden hat, kommt
hcrab und schüttelt den Kopf:

„O nein, was die im Boot gesehen haben,
war nicht der Spanier, wie sie glaubten, son-
dern — der Rücken eines auftauchenden Hai-
fisches.“

Und der Kapitän bestätigt es, von der
Kommandobrücke herab:

„Ein ungewöhnlich großer Hai, etwa sieben
Meter war er lang!“

Sein volles Gesicht mit dem englischen
Schnurrbart verschwindet wieder, wir starren
noch hinaus, um einen Schatten klaffer gewor-
den.

Das Rettungsboot fährt noch ein wenig
hin und her, mit sichtlich erfordenden Eifer,

kommt dann längsfeits. Die Lente flattern erwidert an Bord, winden es hoch.

Alle Augen und alle Gläser richten sich noch einmal nach draußen, über das Wasser.

Leer liegt der Atlantik, eine scharf begrenzte Scheibe unter einem wolkenlosen Himmel, leicht wogend im Passat.

„Wo mögen wir denn wohl sein?“ fragt jemand mit etwas ratlosem Blick sich abwendend von dieser grünlichen Unendlichkeit.

Die Antwort, die kurz darauf von einem gebracht wurde, der über gute Beziehungen zur Kommandobrücke verfügte, war merkwürdig:

„Fast genau auf dem Schnittpunkt des 17. Grads westlicher Länge mit dem 17. Grad nördlicher Breite!“

„Und wir haben den 17. Dezember!“ plätsch ich verblüfft heraus. Wir sehen uns an, von etwas Unheimlichen berührt, und alle gehen davon mit Gesichtern, als wüßten sie nicht recht, was sie nun sagen oder tun sollen, als werde dieser Moment ihr ganzes Leben hindurch dauern.

Jemandwill, auf dem Hinterdeck, im Augenblick des Alarms, einen furchtbaren Schrei gehört haben, dicht hinter dem Schiff. Was mag sich dort im Wasser abgespielt haben, über den zweitausend Metern Tiefe? Nur die Mühe des Unglücklichen hat man gefunden, und die leeren Rettungsringe, sonst nichts, gar nichts...

Der Hai — der Hai...

Die Schrauben setzen an und beginnen wieder zu mahlen, wie seit Wochen schon.

Das Gedicht vom Kinderwagen

Morgens, noch im Dunkeln, fahren viele Kinderwagen durch die Straßen, in denen früher einmal Kinder saßen.

Jetzt schieben Mann und Frau mit bösem, müdem Blick die Wagen vor sich her.

Es sieht so traurig aus, als ob die Kinder tot sind und deshalb seien die Wagen leer.

Die Kinder sind nicht tot, doch sie müssen viel alleine bleiben.

Manchmal prügeln sie sich, daß die Nachbarn drohen, sie wollen dem Jugendamt schreiben.

Die Eltern fahren inzwischen frisch gedruckte, warme Zeitungen durch die Stadt,

darüber, daß die Unzucht schon wieder zugenommen hat,

und das Volk sollte nicht so viel an sein Vergnügen denken,

dann würde Gott es belohnen und jedem Ehepaare nur alle paar Jahre ein Kindlein schenken.

Der Kinderwagen würde weinen, wenn er weinen könnte, über sein Geschick.

Erst darf er Kinder fahren, dann muß er Zeitungen tragen, und auch das bringt nicht das Glück,

es will nur Knapp für die, die da sind, laugen.

Als noch eins kommen wollte, mußte die weiße Frau helfen. Es ist nochmal ganz gut gegangen.

Wer keine Kinderwagen braucht, braucht nichts mit ihnen zu verdienen, der hat immer Geld.

Wer Kinder hat, fährt bald mit dem leeren Kinderwagen durch die dunkle Welt, anstatt mit den Kindern vormittags glücklich durch sonnige Straßen.

Wehe denen, die uns predigen und selbst den Zweck der Kinderwagen vergaßen! hz.

Ewige Zahlenmystik.

Das Reich der Zahlen gehört wohl heute noch zu den am wenigsten erforschten Gebieten der Wissenschaft und enthält soviel Mystik, daß Jahrtausende nicht genügt haben, einen winzigen Teil der Geheimnisse der Zahlen zu ergründen. Kein Wunder also, daß es selbst in unsern Tagen noch Menschen gibt, die in diese Dschungel einzudringen suchen und die Erschließung dieses Gebietes mit einer Leidenschaft betreiben, die im Zeitalter des Materialismus etwas weltfremd anmutet.

Auch der Grieche M. Jervos, Professor der Mathematik in Athen, gehört zu diesen Menschen. Lange Jahre opferte er dafür, die Zahlenmystik zu einem System auszubauen und sie einigermaßen zu durchleuchten. Die Ergebnisse, die seine Forschungen bisher gezeigt haben, sind kaum nennenswert. Dennoch wird man einer seiner Veröffentlichungen, die vor kurzem in einer griechischen naturwissenschaftlichen Zeitschrift erfolgte, ein gewisses Interesse entgegenbringen müssen.

Es ist eigentlich nichts weiter als ein Spiel, aber ein Spiel, das voller Ueberraschungen ist. Nehmen wir die Zahl 142.857.

Wenn wir diese mit 2 multiplizieren, so ergibt sich 285.714.

Vergleichen wir aber die beiden Zahlen miteinander, so bemerken wir, daß nichts weiter geschah, als daß die beiden Anfangsziffern 1

und 4 sich an das Ende verschoben haben.

Multiplizieren wir jetzt unsere Grundzahl 142.857 mit 3, dann wird das Resultat 428.571.

Hierbei ist also nur die erste Ziffer 1 nach rückwärts gesprungen.

Sollten wir nun unsere Grundzahl mit 4 multiplizieren, so wird das Ergebnis noch überraschender. Da dreht sich der Spieß um; die beiden letzten Ziffern 5 und 7 rücken nach vorn und es entsteht die Zahl 571.428.

Das Systematische in der Veränderung merkt man jedoch erst, wenn man die Grundzahl mit 5 multipliziert. Da löst sich nur die letzte Ziffer 7 von dem Stock los, hängt sich vorn an und somit zeigt sich die Zahl 714.285.

Bei einer Multiplikation mit 6 wechseln die zwei Gruppen 142 und 857 der Grundzahl ihre Stellung und es bildet sich 857.142.

Aber wie interessant es auch ist, daß immer die gleichen Ziffern beim Multiplizieren der Zahl mit 2, 3, 4, 5, 6 ihren Platz wechseln, so wird das ganze System plötzlich über den Haufen geworfen und zeigt ein vollkommen verändertes Gesicht, wenn wir die Grundzahl mit 7 multiplizieren. Da verschwinden erstaunlicherweise alle bisher vorgekommenen Variationen und es ergibt sich das Resultat: 999.999.

Es ist kurios, nicht wahr?

Raffende Stars.

Heutige Stargagen im Vergleich zu früher. — Film- und Bühnentapitalisten.

An den meisten Staatstheatern und vielen Privattheatern ist eine Bewegung im Gange, die wahnsinnigen Starhonorare, die im schreienden Gegensatz zu den Bezügen der übrigen Schauspieler stehen, auf ein erträgliches Maß zu bringen. Hier eine kurze Zusammenstellung dieser Schwerverdiener.

„Ich bekomme hier 250 Pfund pro Abend“, schrieb Richard Tauber an einen Freund, und bin damit der bestbezahlte deutsche Sänger, der jemals in London aufgetreten ist.“ 250 Pfund sind 5000 Mark, eine ungeheure Summe, und man muß schon zu Caruso zurückgehen, um auf solche Gagen zu treffen. Der sang nicht unter 10.000 Francs, zuletzt nicht unter 10.000 Mark, und bekam sie überall. Die Gagen von Michael Bohnen, Tino Pattiera, Gitta Alpar, und Leo Schückendorf bewegen sich zwischen 1200 und 1400 Mark pro Abend, doch stehen sie immer noch nicht hinter Marie Jeriha, der bestbezahlten Sängerin, die es jemals gab, zurück, denn sie erhält bei der Metropolitan Oper zu New York abendlich 800 Dollars, also 3200 Mark. Den gleichen Betrag fordert und erhält Emil Jennings für jedes Auftreten auf der Bühne und ist damit der teuerste Schauspieler, den es jemals gab.

Adalbert Matkowsky war gewiß nicht billig, aber er stand dem Berliner Staatstheater für 48.000 Mark jährlich zur Verfügung. Heute bekommen Werner Krauß, Albert Bassermann und Conrad Veidt täglich 1000 Mark. Sie werden übertroffen von Käthe Dorsch und Elisabeth Bergner, von denen erstere 1400, letztere 1500 Mark pro Abend erhält. Max Pallenberg spielt überhaupt nicht mehr für eine feste Gage, ebenso seine Frau Friedl Rastbach nicht. Beide werden überall, wo sie auftreten, an den Einnahmen beteiligt und kommen fast nirgends auf weniger als 2000

Mark täglich. Man muß sich einmal überlegen, was das heißt. Josef Kainz war gewiß kein großer Schauspieler und ein berühmter Mann, aber wenn ihm mal eine große Stadt 800 Mark für einen Gastspielabend bot, dann war das eine Ausnahme und etwas ganz Besonderes. Sonnenhald, Bossard und Haase haben selten mehr als 500 Mark pro Auftreten bei Gastspielreisen erhalten, während sie in festen Engagement viel billiger arbeiteten.

Beim Varietés werden sehr hohe Gagen gezahlt. Otto Reutter galt mit seinen 70.000 Mark, die er pro Monat vor dem Kriege schon erhielt, als der bestbezahlte Artist der Welt. Heute tritt er für 12.000 Mark auf. Dafür bekommt Rastelli 21.000 und Grock gar 60.000. Ein Berliner Varietés hat neulich für den Komiker Carow 45.000 Mark ausbezahlt. Al Jolson wollte gern in Deutschland auftreten, doch scheiterten die Verhandlungen an der hohen Gage. Er forderte nicht weniger als 6000 Mark pro Abend. Die „Rebellers“ haben bei ihrem Gastspiel in Deutschland allerdings 5000 Dollars pro Abend erhalten, doch waren das vier Sänger und ein Klavierspieler und sie sind eben einzig dastehend auf der Welt.

Doch was ist das alles gegen die Honorare beim Film?

Harold Lloyd und Buster Keaton bekommen 1,2 Millionen Dollar pro Film, Chaplin das Doppelte, Greta Garbo tritt nicht in das Atelier, wenn ihr nicht pro Tag 5000 Dollars zugesagt und ausbezahlt werden. Andere Damen wie Bebe Daniels und Norma Shearer, Lillian Gish und Norma Talmadge bringen es auch auf 4000 Dollar täglich. Tom Mix, der jetzt zum Zirkus gegangen ist, bekommt 10.000 Dollars pro Tag, und Al Jolson schlägt mit 4 Millionen Dollar für einen Film jeglichen Rekord. In Deutschland hat Henny Porten einmal 450.000 Mark in einem Jahr bekom-

men, und Emil Jannings bekam für den Mephisto im Faustfilm 300.000 Mark. Für diese Gage filmt Elisabeth Bergner ausschließlich. Sonst bleibt sie zu Hause. Conrad Veidt bekommt für jede Rolle 150.000 Mark, Jannings verdient heute eine Million im Jahre nur beim Film, während gute Kräfte wie Krauß, Abel, Baffermann, Diebke, Kortner, George und andere sich mit 1000 und 1500 Mark täglich „begnügen“ müssen. Niemand wird aber jemals das verdienen, was Charlie Chaplin vor Jahren mit seinem herrlichsten Film, dem „Goldrausch“, einnahm. Denn als er zusammenrechnete, waren es genau 12 Millionen Dollar, also 17 Millionen Mark.

W. S.

Wißt ihr schon?...

Aufern können nur in Meeren leben, die mindestens 35 pro Mille Salzgehalt besitzen. Die Seidenraupe erkrankt sehr leicht. Ueber hundert Krankheiten derselben sind schon bekannt.

Brasilien liefert mehr als die Hälfte des Kaffees, den die Welt verbraucht.

Aus Jamaica werden jährlich für über 15 Millionen Mark Bananen exportiert.

Gebatene Wespen gelten in China als große Delikatesse.

Ein Eichbaum von 20 Meter Höhe besitzt über 6.000.000 Blätter.

Ein guter und flotter Redner spricht pro Stunde 7000 bis 8000 Worte.

Die Gewinnung des Aluminiums geschieht jetzt ausschließlich nur noch mit Hilfe des elektrischen Stromes, der das silberweiße Metall blitzschnell aus der Toneerde auszuheben vermag.

Nach den Beobachtungen, die in einer Fabrik gemacht wurden, meiden Fliegen Rüsse, die durch gelbe Glasfenster ihr Licht bekommen. Auch sollen sie sich in Zimmern mit blauen Wänden nicht aufhalten.

In den Vereinigten Staaten gibt es gegen 6.500.000 Karmeliten.

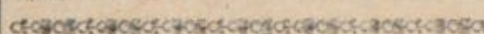
Sternschnuppen leuchten in einer Höhe von etwa 150 Kilometer auf und verbleiben, d. h. sie sind inzwischen verbrannt, wenn sie der Erde bis auf gegen 80 Kilometer nahe gekommen sind.

Ein in den Fluhmündungen der nordpazifischen Küste von Nordamerika lebender Fisch, der sogenannte „Kerzengisch“, ist so außerordentlich ölhaltig, daß die Indianer, die ihn fangen, durch denselben einen Docht ziehen und ihn wie eine Kerze gebrauchen.

Die Insel Bornholm — Neuenmagnet! Bekannt ist das Märchen von dem großen Magneteisenerz in der Meer, dessen geheimnisvolle Kraft aus den Wanden der Schiffe die Nadel herauszieht, so daß die Fahrzeuge auseinanderfielen und die Mannschaft erlänzte. Ein solcher Magnet. von dem die Sage berichtet, befindet sich tatsächlich in unserer Nähe und zwar ist es die Insel Bornholm. Sie ist indes nicht eine so verhängnisvolle Kraft, wie es die Sage mitteilt; aber ihre magnetische Macht vermag doch die Magnetnadel der Schiffskompass zu beeinflussen und zu führen und somit auch den Kurs der Schiffe. Die Wirkungen, welche der große Magnet Bornholm ausübt, erstrecken sich auf fünfzehn Kilometer ins Meer hinaus.

Die Schnelligkeit der Radiumstrahlen. Ueber die Schnelligkeit der Radiumstrahlen haben die angestellten Untersuchungen ergeben, daß diese 192.000 Kilometer in der Sekunde betragen. Der Lichtstrahl der Sonne durchläuft nämlich 300.000 Kilometer in derselben Zeit.

Man kann sich diese Schnelligkeit auf keine Weise vergegenwärtigen. Was ist eine Gewehr-kugel dagegen, die in der Sekunde etwa 550 Meter zurücklegt. Und dabei dringen die Radiumstrahlen, abweichend von Sonnenstrahlen, durch dick und dünn, selbst durch Stahl und Eisen.



Hausrezepte

Knöpfchen an nickelplattierten Gegenständen werden am besten mit Schweinefleisch eingeseiht, das nach ein paar Tagen mit etwas Salzwasser wieder abgerieben werden kann. Nach dieser Behandlung werden die Knöpfchen bald gänzlich verschwinden.

Für gebrauchte **Korkkapseln** hat man auch noch eine Verwendungsmöglichkeit. Sie werden gesammelt, und mit ein paar Tropfen Petroleum bespritzt, ergeben sie beim Feuermachen den besten Korkanzünder.

Keilige Bügelreifen bestreicht man mit ein wenig Butter und feingestohlenen Salz. Dieser Ueberstrich muß einige Zeit wirken und wird dann mit einem groben Tuch abgewischt. Nach dieser Behandlung wird das Eisen wieder frisch und blank sein.

Farbige Herren-Trikotunterwäsche wäscht man sachgemäß, indem man das Waschwasser in der richtigen Weise zubereitet, also auf einen Eimer kaltes Wasser ein bis zwei Esslöffel Persil, zuvor kalt zerquirt, beides zusammen erhit. Ferner nehme man stets nur eine Garnitur einer bestimmten Farbe (also nicht verschiedene Farben zusammen) auf einmal in das Wasser, um das ineinandertreten verschiedener Farben zu vermeiden. Auf gleiche Weise verfährt man mit dem heißen Spülen in klarem Wasser.



Weiteres.

Mit gleicher Waffe. Staatsanwalt. „Angellagter, Ihre Laten lassen vermuten, daß Ihr Gewissen so schwarz ist, wie Ihr Bart!“ — Angellagter: „Herr Staatsanwalt, da Sie das Gewissen nach dem Bart beurteilen, muß ich annehmen, daß Sie überhaupt keine besitzen!“

Tinte oder Farbe? „Aja, verzeihen Sie, meine Dame,“ jagte der Beamte auf dem Polizeipräsidentium, als er im Begriff war, einer jungen Frau den Keisepapier auszuhandigen. „Wir haben uns hier geirrt, wie ich soeben sehe. Ihre Haarfarbe ist als schwarz angegeben.“ — „Sie ist blond“, jagte die Dame, „aber das macht ja nichts; wollen Sie das im Paß oder soll ich es am Haar ändern?“

Die Kabin. Bei einem großen deutschen Landgericht sind 6 Rechtsanwälte namens Kabin zugelassen. Um Verwechslungen zu vermeiden, hat man für jeden einen charakterisierenden Namen gefunden. So wurde:

Kabin I, der den biblischen Vornamen David trägt, Dekan genannt.

Kabin II, ein geborener Berliner, Optee-lahn.

Kabin III, ein Hügelpf, Vulkan.

Kabin IV, ein leidenschaftlicher Tänzer, Vulkan.

Kabin V, ein Mann mit großen Ohren, Drlan.

Kabin VI, Vater von vielen Kindern, Vatikan.

John um John. Im bayerischen Hochgebirge verlangt ein Landjäger von einem Salonitroler den Keisepapier. Der will sich einen dummen Scherz erlauben und reicht dem Beamten die Speisekarte des letzten Hotels unter dem Gelächter der gesamten Keisgesellschaft. Der Beamte bleibt ernst und liebenswürdig. Er gibt dem Geden die Karte zurück und sagt, noch einen letzten Blick auf diese werfend und den Inhaber von oben bis unten mustend: „Stimmt alles aufs Haar: Kalbskopf, Stoß mit Schweinsbauch, Ochsenzunge, bitte, mein Herr, Ihr Paß ist in Ordnung!“

Wißverständen. „Ich habe heute den Stoff für mein Hochzeitskleid gekauft. Ich heirate nämlich in einem Monat!“ — „Welche Uebersetzung! Haben Sie denn gut gewählt?“ — „Ich denke doch — das Meter kostet über dreißig Mark.“



Schach-G&E.

Sie gütlichen und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Postfach Nr. 65 bei Leitzsch-Ednan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 34.

Von Gen. Josef Thiel, Obergeorgental Schwarz: Kb4; Ld8; Sd4, d5; Ba5, e5, e5 (7).



Weiß: Kg1; Dg6; Th4; Ld8; Sb8; Bb2 (6).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 31: Lg6-e2!

Wichtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Albert Rudolf, Profesdit; Mühlborn Adolf, Leitzsch; Walter Ludwig, Robert Franz und Michel Rudolf, Wittkau; Kreiner Wilhelm, Leitzsch; Robert Anton, Weizenhausen; Behner Josef, Nieder-Rammig; Schuberl Josef, Bokau; Häbig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Adolf Wenzel, Arnsdorf b. Haida; Dinnelber Emil, Leitzsch; Carl Adolf, Wittschan; Ohna Josef, Postmitz; Talle Josef, Voosdorf; Berzel Wilhelm, Arnsdorf b. Leitzsch; Kousal Eduard, Erpitzsch; Dieck Josef, Weitzendorf; Raun Franz, Oberleutenborn; Thiel Josef, Obergeorgental; Doher Otto, Saag. Die Nebenlösung sandte ein: Reher Adolf, Eirmig. Die Genossen Ulrich Gustav, Rottewig b. Haida; Hofmann Johann, Probstau; Sabal Josef, Neu-Eitschen, verweist ich auf die heutige Lösung.

Briefkasten.

H. Hans, Heilschen: Zu Nr. 28 und 31 keine Lösung eingelangt.

R. Edward, Erpitzsch: Nr. 1 ist gut, Nr. 2 nach Se2xL5 kein matt im 2. Zug.

S. Wilhelm, Arnsdorf b. E.: Nr. 3: wird nach Möglichkeit verwendet.

T. Josef, Leosdorf: Nr. 4: Schlüsselzug sehr hübsch, wird gebracht.

G. Josef, Postmitz: Problem erhalten, besten Dank!

Schachnachrichten.

Kreismeisterchaft im 6. Kreis. Im 6. Kreis wurde am 6. April die 1. Runde um den Kreismeisterchaftstitel ausgetragen. Die Ergebnisse: Vg: Eger 3-2; und Königberg: Marienbad 4-3 für Königberg, beweisen die ausgeglichene Spielstärke der Schachgenossen Westböhmens. 2. Runde laut am 10. April Patt.